Unvergeßliche Worte.

Von Adelheid Stier.

Wir tragen Kleinodien im Herzensschrein,
An stillem, geweihtem Orte,
Gleich Perlen und köstlichem Edelgestein:
Unvergeßliche Worte.

Und ob sie ruhen jahrzehntelang
Unbeachtet und schweigend im Grunde,
Sie erwachen wieder mit Lebensklang,
Wenn gekommen die rechte Stunde.

Manch ernstes Wort, das uns gemahnt
Von Lippen, die lange schweigen,
Erschallt in Zweifeln ungeahnt,
Uns rechte Wege zu zeigen.

Manch liebes Wort aus ferner Zeit,
Das nichts von der Süße verloren,
Klingt in Stunden banger Verlassenheit
Uns tröstend in die Ohren.

Und manch ein großes, wahres Wort,
Das wir unverstanden getragen,
Wird zu rechter Zeit, am rechten Ort
Uns erst das Tiefste sagen.

Abschied.

Skizze von Maria Cahgan.

Vier Minuten vor fünf! Eine ganze Stunde noch, bis er kam!

Sonderbar. Ein volles Jahr hatte sie warten können. Ein freudloses, einsames, graues Jahr, das sie, wie all die übrigen ihrer Jugend, neben dem Leidenslager der armen Mutter verbracht hatte. Und jetzt war der eine Tag so lang!

Aufatmend trat Regina an das geöffnete Fenster. Sie wollte erst ruhiger werden. Schnell und gierig sog sie mit geöffneten Lippen die kühle, feuchtschwere Luft ein. Aber ihr Gesicht blieb heiß und erwartungsvoll. Ihr Herz weitete sich immer wieder im Glücksgefühl. Es war ihr, als ob großes, seliges sie treffen müßte.

Draußen peitschte der Sturm. Die Nußbäume bogen ihre Wipfel. Die Ranken des rotgefärbten Weins schlugen wie hilfesuchend hin und her. Selbst durch das Gras der Wiese lief ein Zittern und Sträuben.

Herbst — Sterben und Vergehen — Ende — Ende — Der Sommer war kühl und naß gewesen. Man hatte immer gehofft, die schönen Tage würden noch kommen. Und nun zog der Herbst ein. Es sah aus, als ob Gras und Blumen und Bäume sich dagegen auflehnten, daß sie sterben sollten, ohne ihr volles Maß an Sonnenschein ausgekostet zu haben.

Ging es im Menschenleben nicht ähnlich zu?

Ueber den Körper Reginas lief ein Schaudern. Ihre durstig geöffneten Lippen schlossen sich plötzlich und mit stillem Gesicht trat sie in das Zimmer zurück.

Bald darauf saß der langersehnte Gast bei den beiden Frauen. In dem großen, schönen Gemach sah alles festlich hergerichtet aus. Das Silber auf dem Teetisch blitzte. Leuchtende Herbstblumen füllten die Vasen. Alle Flammen der großen Krone brannten. Aber über dem Zimmer lag wie immer jener eigentümliche, leise Arzneigeruch, der seit der Erkrankung der Hausfrau nicht mehr zu bannen schien, und neben dem weißen Kleide und dem lieblichen Gesicht Reginas tauchte der Rollstuhl auf und die in Decken und Tücher gewickelte Gestalt der Leidenden. Werners Blicke mußten stets, wenn er die glänzenden Augen des jungen Mädchens suchte, an dem vergrämten Antlitz in den Kissen vorüber, und er mußte, ehe er zu einer Unterhaltung mit der schönen Pflegeschwester kam, zuerst die langen Klagen Tante Elisabeths anhören. Die Flügel seiner geraden, wohlgeformten Nase blähten sich dabei ab und zu, als atme er widerwillig die süßliche und dabei scharfe Luft hier ein. Als Frau von Horst endlich schwieg, versuchte er weiteren Leidensberichten ein Ende zu machen.

„Wenigstens hat Dein Zustand sich nicht verschlimmert, Tante Elisabeth, damit müssen wir vorläufig zufrieden sein, ich denke —"

Die Kranke unterbrach ihn sofort in gereiztem Tone:

„Das nennst Du nicht verschlimmert, wenn in der langen Zeit nicht die geringste Besserung eingetreten ist. O, ihr Gesunden findet seltsamerweise immer noch Lichtseiten in der dunkeln Leidensnacht von uns armen Kranken. Schade, daß ihr euch damit mehr tröstet, als die, denen eure Trostworte gelten!"

Werner kniff verstimmt die Lippen zusammen. In seine Stirn grub sich eine Unmutsfalte. Du lieber Gott, das war ja trübseliger geworden als je! Er hatte sich herzlich auf das Wiedersehen gefreut. Mit stiller Sehnsucht waren seine Gedanken oft in dem Treiben der Großstadt zu dem einsam im Grünen gelegenen Haus gezogen, in dem er, der früh Verwaiste, seine Kindheit, seine Jünglingsjahre verlebt. Damals hatte frohes Leben in diesen Mauern geherrscht. Erst seit dem Tode des Onkels, der Erkrankung der Hausfrau war es still geworden. So trostlos wie jetzt aber war es ihm bei seinen Besuchen noch nie erschienen. Und mit was für Plänen und Hoffnungen war er dieses Mal eingekehrt! Unwillkürlich glitten seine Blicke zu Regina hin. Ihr Gesicht sah unendlich geduldig aus. Ihre schönen Augen blickten gerade weich und bittend zu ihm herüber. Da wallte es wieder heiß in ihm auf. Um ihretwillen zwang er Ungeduld und Unbehagen nieder.

„Wir werden auch noch frohe Tage miteinander verleben, Tante Elisabeth", sagte er freundlich. „Was meinst Du, ob wir es nicht einmal mit einem Ausflug probieren? Das Wetter ist umgeschlagen. Es gibt morgen Sonnenschein. Ich trage Dich in den Wagen und wir fahren dann nach dem Vogelstein. Weißt Du noch, wie vergnügt wir dort immer gewesen sind? Ach, habe ich Sehnsucht nach den alten Fichten und Buchen, der Sonne, der frischen Waldluft!"

Er stand auf und reckte die breite, hohe Gestalt. „Glaubt mir, ihr habt euch zu lange hier eingesponnen", fuhr er eifrig fort. „Ihr seid immer in euren vier Wänden. Da muß ja ein Gesunder schwermütig werden."

„Du vergißt, daß ich eine Schwerkranke, vielleicht bald eine Sterbende bin. Ich muß auf alle Freuden verzichten — auf alle. Aber eurem Vergnügen will ich nicht im Wege sein. Fahrt ohne mich morgen. Du und Gina. Ich kann ja allein bleiben. Allein wie oft. Eine Kranke ist ja eigentlich immer allein."

Trotz aller Vorsätze vermochte Werner nicht noch einmal zu bitten. Dieser immer gleich nörgelnde, gekränkte oder bittere Ton verstimmte ihn. Er merkte es, so flossen die Tage hier jetzt wohl immer hin. Er fühlte wieder das Unbehagen von vorhin in sich auf steigen. Nur mit Ueberwindung hielt er noch einige Stunden in dem ihm unfreundlich erscheinenden Gemach aus, und oft sah er verstohlen nach der einförmig tickenden Uhr, um sich zu überzeugen, daß der Tag immer noch nicht zu Ende war. Erleichtert atmete er auf, als sich die Nacht endlich über das stille, einsame Haus senkte.

Im Hausflur stand Gina. Sie nahm heftig seine Hand zwischen ihre weichen Finger. „Du fühlst Dich verletzt, Werner", sagte sie leise, „enttäuscht. Ach, wenn ich's ändern, wenn ich Dir den Aufenthalt in der alten Heimat angenehmer machen könnte!"

Er hob ihren Kopf und sah, daß ihre Augen voller Tränen standen. Gleich fühlte er sein Herz schneller schlagen. „Gina, kleine Gina, Du sollst nicht weinen. Wir wollen lieber froh miteinander sein. Hier freilich — in diesen Wänden, kann man das, denke ich, nicht mehr. So komm' morgen mit in den Wald. Wir fahren allein. Und am besten gleich in der Frühe. Dann ist es am köstlichsten. Dann wollen wir noch einmal fühlen, daß es Sommer ist. Und Zeit, sich zu freuen und jung zu sein! Willst Du?"

Ob sie wollte! Ihr ganzes Herz schrie: ja! Einmal wieder unbekümmert und sorglos und — — voller neuer Hoffnungen sein dürfen! So zwang sie alle Bedenken nieder und nickte. Und er faßte fester nach ihren Händen und lächelte: „Morgen, also, Gina, morgen!"

Frisch wehte die Luft am folgenden Tage. Klar und funkelnd lag der Sonnenschein über den betauten Wiesen. Der Einspänner Werner von Horsts glitt leicht über den vom Regen fest und eben gespülten Landweg, hin und wieder die gelben und weißen Blütenbüschel am Rain streifend. Nur die Spatzen und Finken schienen schon unterwegs zu sein. Ueberall herrschte noch wundervolles Schweigen. Als der Wagen in den Wald einbog, warf Werner die Zügel dem Kutscher zu.

„Komm, Gina. Wir beide wollen jetzt jeden Schritt breit Wald und und Morgen genießen", rief er fröhlich.

Hand in Hand schritten sie den Weg entlang. Grüßend wehten ihnen bunte Zweige entgegen. Blühendes Heidekraut übergoß den Boden mit rosiger Glut.

Regina sah mit weitgeöffneten Augen in all die Pracht des herbstlichen Waldes. Plötzlich ließ sie die Hand ihres Begleiters los und breitete die Arme aus.

„O, ist das schön hier!" rief sie mit leisem Jubeln. „Schön! Schön! Nicht wahr, Werner, so wundervoll ist es sonst nie, wie am Morgen. Da liegt der Tag wie ein Versprechen von uns. Nichts ist verdorben. Da fühlt man am meisten noch von jener Kinderseligkeit, mit der wir den heiligen Abend erwarteten."

Werner blickte erstaunt in ihr frohbewegtes Gesicht.

„Gottlob, nun merke ich erst, daß Du das herzige Mädel von früher geblieben bist. Zu Hause kamst Du mir schon fast trübselig und —" — er suchte nach einem Ausdruck — „nun, und anders wie das letztemal vor."

Die Helligkeit auf ihrem Antlitz löschte aus.

„Anders?" fragte sie zögernd, „anders?" Alt? hatte sie eigentlich fragen wollen. Aber sie brachte das Wort nicht über die Lippen. Sie hatte es in der ersten Stunde des Wiedersehens gemerkt, daß zwei Regungen in ihm stritten. Eine, die ihn zu ihr zog, eine, die ihn zurückweichen ließ. Eine heiße Angst quoll in ihr auf. Aber gerade jetzt legte er den Arm um ihre Schulter. Seine schönen, frohen Augen leuchteten in die ihrigen.

„Ja, Du bist anders geworden, Gina. Vielleicht holdseliger und sanfter. Aber auch ernster und stiller. Viel, viel ernster und stiller. Das macht die düstere Krankenstube bei euch zu Hause. Und das darf nicht länger so gehen. Das muß anders werden. — Weißt Du, weshalb ich dieses Mal hergekommen bin? Kleine Gina — —"

Die Räder eines Wagens knirschten auf dem Waldweg. Erschreckt fuhren sie zusammen.

„Wir wollen weiter in den Wald hineingehen", sagte Werner, zugleich in den schmalen Pfad einbiegend. Sie nickte nur und folgte schweigend. Mit klämmerndem Herzen wartete sie darauf, daß er weitersprechen würde. Aber er blieb stumm.

Was soll er auch sagen? dachte sie. Er muß fühlen, wie es in mir aussieht! Hundert Leiden hat mir bisher meine Liebe gebracht. Nun sollen tausend Freuden daraus kommen!

Die Sonne stieg höher. Immer breiter und tiefer glitten ihre Strahlen bis auf den Moosboden hinab, zwischen Gestrüpp und Gesträuch hindurch. Kein Laut war zu hören. Nur ein feines, klingendes Summen, als ob unsichtbare Geisterchen der träumenden Natur Loblieder sängen. Sommer. Fast noch Sommer. Nur der fahle Schimmer auf Gras und Blattwerk, die blinkenden Fäden, die durch die Luft spannen, plauderten leise davon, daß die Wunder des Herbstes gekommen seien.

An einer Lichtung warf Werner sich ins Gras.

„Laß uns noch einmal rasten", bat er, „setze Dich zu mir. Ich kann im Wandern nicht von ernsten Dingen reden. Ich brauche zu allem Ruhe und Frieden und Genuß."

Er legte den Hut ab und ließ die Sonne voll in sein Gesicht scheinen. „Und nun sage mir, Gina, wie denkst Du Dir die Zukunft? Mit Deiner Mutter, meine ich. Hast Du mit dem Arzt über sie gesprochen?"

„Eine Besserung ist nicht möglich, Werner. Aber sie kann sehr alt werden."

„O, mein Himmel!" sein Ausruf klang erschreckt. Traurig sah sie ihn an.

„Würdest Du es besser finden, wenn es bald zu Ende ginge?"

Er sah fort. Sie fühlte es, er wollte sie mit seiner Antwort nicht kränken.

„Und zehn Jahre lang pflegst Du sie jetzt! Wie hast Du das nur ausgehalten? So abgesperrt von Luft und Sonnenschein!"

„Sie ist meine Mutter, Werner!"

„Ja, ja! Und dennoch! Mir wird dumpf und schwül, wenn ich an solch ein Leben denke!"

Sie antwortete nicht. Ihre Augen waren auf einen kleinen Käfer gerichtet, der mühsam an einem dünnen Halm emporhastete. Immer, wenn er eine Strecke vorwärtsgekommen war, blieb er zögernd stehen, witterte mit den feinen Fühlfäden in die Höhe und fiel zurück in den Sand. Ihr wurde auf einmal wieder traurig zu Mute. Sie dachte: Armes, kleines Geschöpf, Dir geht's wie mir. Du möchtest auch an die Sonne, aber Du kannst nicht über die Hindernisse hinweg.

Laut sagte sie: „Wenn Du wie früher bei uns wohntest, würde Dir unser Leben nicht so schlimm erscheinen. Und es gibt auch freundliche Zeiten bei uns, in denen Mutter wohler und dann sanft und still ist. Sie hat nur jetzt gerade viel zu leiden —"

„Alte und Kranke sind immer egoistisch", unterbrach er sie. „Das Leben muß sich für ihre Umgebung höchst unbehaglich gestalten."

Er stand auf und wischte über die feuchte Stirn. „Und wie ist es mit Dir, Regina, hast Du nie eine Aenderung in Deinem Leben herbeigewünscht? Nie — einen eigenen Herd?"

Wieder beugte sie sich über den Halm mit dem tastenden winzigen Tiere. Ihr Herz pochte laut und angstvoll.

„Du weißt es, Werner, daß ich die Mutter nicht allein lassen kann. Es wäre ihr sicherer Tod, denn sie klammert sich förmlich an mich. Du weißt auch, was für schwere Schicksalsschläge sie hat tragen müssen, und daß sie fast menschenscheu und durch ihr Leiden vollständig hilflos geworden ist. — — Wenn ich ein eigenes Heim gründen wollte — Werner — es könnte nur — sein —"

Ihre bebende Stimme versagte ganz. Durfte sie weitersprechen? Wußte er es nicht selbst, daß er die müde, alte Frau mit in sein großes Haus nehmen müßte, wenn er sie, Regina, wirklich liebte und begehrte? Von keinem Fremden hätte sie es zu hoffen gewagt. Aber er hatte die freundlichen Jahre mit ihnen genossen. Wollte er nun nicht auch die kurze Last der traurigen mittragen helfen?

„Warum sollst Du allein Dich opfern?" fragte er nach einem bangen Schweigen. „Warum nehmen Deine älteren Schwestern die Mutter nicht zu sich?"

„Marianne hat einen kranken Mann, der ihre Zeit und Kraft vollauf in Anspruch nimmt. Und Lene! In ihrem unruhigen Künstlerhaushalt mit den wilden Kindern würde es Mutter nicht aushalten —"

„Ich sage ja, Du hast sie über die Maßen verwöhnt!" rief er ungeduldig. Sein schönes Gesicht, in dem sonst jede Linie Frohsinn zu atmen schien, sah jetzt hart aus. „Und siehst Du, Regina, „ich habe immer gefürchtet, daß Du mit diesen Ansichten kommen wirst. Unzählige Male habe ich mir gesagt: das kann sie nicht verlangen, nicht wollen! Die Kette immer weiterschleppen in ein neues Leben hinein! Und ebenso hab' ich gefürchtet: Sie wird es tun. Begreifst Du denn nicht, daß jeder Mensch auch Pflichten gegen sich selbst hat? Daß man die besten Jahre seines Lebens nicht allein für — andere hinopfern darf? Besinne Dich, Regina, besinne Dich! Ich —" er wurde plötzlich dunkelrot und fuhr wie in heftiger Verlegenheit über Stirn und Augen — „ich, Regina, würde — ich — könnte es nicht —"

Als sie nichts erwiderte, rückte er unruhig näher zu ihr heran.

„Mir ist angst um Dich, Gina", flüsterte er dicht an ihrem Ohr. „Weißt Du nicht, was Du auf Dich nimmst, — was Du Dir — und mir tust?"

Lange, bange Augenblicke der Stille, der Qual.

Wenn er sie in seine Arme, an sein Herz gerissen hätte! Alles in ihr zitterte und zuckte für ihn — vielleicht — ach, vielleicht!

Er aber — — er wollte sich zuerst vergewissern, ob seine Liebe ihm nicht zugleich Last ins Haus trüge! Er war nicht dazu geschaffen, anderen etwas von ihrer Leidensbürde abzunehmen. Sie fühlte es auf einmal ganz deutlich, daß sie nie ein Opfer von ihm erwarten oder annehmen durfte. Langsam stand sie auf. Mechanisch zupfte sie die trockenen Hälmchen von ihrem Kleide. Ach, daß die Sonne noch über den Bäumen stand! Der Wald noch grün war!

„Du meinst es gewiß gut mit mir, Werner. Ich danke Dir, für — — Deine — — Freundlichkeit. Aber — der Arzt hat mir oft gesagt, daß Aufregung auf Mama tödlich wirken könnte. Und — wie sie sich aufregen würde, wenn wir sie in eine Pension, ein Siechenhaus oder dergleichen bringen ließen — denn etwas anderes wüßte ich nicht —, das mußt Du Dir auch sagen. Ihren schwachen Lebensfaden aber geradezu — abschneiden — —"

Sie hatte mühsam, stockend gesprochen. Ihre langen Wimpern zitterten über den schneeweiß gewordenen Wangen. Auch in Werner arbeitete es heftig. Seine hellen, blauen Augen sahen starr in die Ferne.

„Ich glaube, wir müssen heim", sagte er endlich, ohne den Blick noch einmal auf sie zu richten.

— — — — — — — — — —

Ueber Wald und Wiese kroch die Dämmerung. In dem Giebelzimmer, das Werner bewohnt hatte, stand Regina am Fenster. Vor einer Stunde war er gegangen, um den Weg zum Bahnhof, von dem aus ihn die Kleinbahn zu der nächsten großen Station bringen sollte, zu Fuß zu gehen.

Dort zog die dunkle, nur von einzelnen Lichtern erhellte Linie zwischen den Feldern hin. Dort lief der Bahndamm.

Bim — bim — bim — hell und deutlich tönte die Glocke des Zuges herüber. Wie eine dunkle Schlange mit rotglühenden Augen wand sich die Wagenreihe heran. Ein Frösteln schüttelte den Körper Reginas. Es war ihr, als ob Blut und Leben aus ihr geschwunden. Als ob sie alt und kalt und krank geworden sei. Und lagen nicht endlose Zeiten zwischen dem heutigen Morgen und Abend? Eine kurze Spanne nur, aber lang genug, um sie jung zu beginnen und doch darin steinalt zu werden.

Bim — bim — bim —

Jeder Ton schnitt tief in ihr Herz. Führte doch jeder den weiter von dannen, der in die Welt hinaus fuhr, um seine Ruhe zu suchen, und der, sie wußte es, als Genesender heimkehren und dann nicht mehr an das unbequeme Erlebnis zurückdenken würde.

Bim — bim —

Ganz leise klang der Ton nur noch herüber. Die letzten Lichter verschwanden hinter der dunklen Wand des Waldes. Aufstöhnend sank Regina zur Erde nieder. Sie preßte die Hände gegen die Ohren. Und doch — sie würde die Glocke hören bis ans Ende ihrer Tage! Läutete sie doch ihre begrabene Hoffnung ein. Läutete sie zum Abschied von Jugend und Glück.

— Die reelle Gattin. Er: „Helene, ich kann es Dir nicht länger verbergen, wir sind zu Grunde gerichtet! Wenn wir unsere Gläubiger befriedigt haben, bleibt uns nicht ein Pfennig!"

Sie (angstvoll): „Wieviel Schulden haben wir denn?"

Er: „Zehntausend Dollars!"

Sie (aufatmend): „Gott sei Dank! Damit können wir uns doch noch eine ganze Weile über Wasser halten!"

Der Garten des Piraten.

Skizze von Frederic Boutet.

Der unbekannte Besucher setzte sich auf den Stuhl, den Herr Berger ihm mit einer Handbewegung bezeichnete. Berger war ein dicker, reicher und eitler Mann von fünfzig Jahren. Er bewohnte ein schönes, von einem großen Garten umgebenes Haus und hielt sich für eine Persönlichkeit von größter Bedeutung.

„Mein Herr," sagte der Unbekannte, „es handelt sich um folgendes: In Ihrem prächtigen Garten steht ein unbenutzter Taubenschlag, in dessen unteren Teil sich Kaninchen niedergelassen haben und dessen oberes Ende mit Heu vollgefüllt ist — einer Ihrer früheren Gärtner hat mir diese Einzelheiten mitgeteilt. Unter dem Dache befinden sich zwei Luken, die auf Ihren Garten hinausgehen und ihnen gegenüber ein großes Fenster mit der Aussicht auf den Nachbargarten. Nun, mein Herr, ich komme, Sie um die zwar seltsame, aber für mich höchst bedeutungsvolle Gunst zu bitten, mir heute und die beiden folgenden Nächte einen Platz an diesem Fenster einzuräumen, damit ich den benachbarten Garten, der zum Hause des Piraten gehört, beobachten kann. Wenn Sie mich begleiten wollen, so müßte ich Sie übrigens bitten, mir keinerlei Fragen zu stellen ..."

Herr Berger verharrte einen Augenblick lang in tiefstem Schweigen. Das Nachbarhaus war vor einigen Jahren von einem geheimnisvollen Manne bewohnt worden, der dort ganz zurückgezogen lebte. Seine einzige Gesellschaft war ein alter Neger, der ihn bediente und niemals sprach. Seltsame Geschichten waren über ihn im Umlauf. Man nannte ihn den Piraten und erzählte, daß er sich auf verbrecherische Weise auf fernen Reisen und strafbaren Expeditionen bereichert habe, und daß er seine Nächte mit dem Zählen seiner Goldstücke zubrächte, um damit seine Gewissensbisse zu ersticken. Nun war er vor drei Jahren gestorben, der Neger war fortgegangen und das Haus stand zum Verkauf. Doch niemand dachte daran, es zu erwerben. Alle diese Einzelheiten gingen Herrn Berger durch den Sinn und ließen ihn ein aufregendes Geheimnis ahnen. Und so siegte seine verzehrende Neugier, und er willigte in den Vorschlag ein, stellte aber die Bedingung, die drei Nächte lang neben dem Fremden zu wachen und zu beobachten, was dieser beobachte ...

Um 11½ Uhr befanden sich beide auf der Lauer in dem fast ganz leeres Haus beraubten Taubenschlage. Allein die Nacht verging, ohne daß sich etwas besonderes ereignet hätte.

„Mein Herr," sagte im Morgengrauen der Unbekannte voller Seelenruhe zu seinem Wirt, „nehmen Sie meine Entschuldigungen und meinen besten Dank entgegen. Auf Wiedersehen heute abend."

„Heute abend," brummte Berger in schlechtester Laune. Und er legte sich zur Ruhe, nachdem er den andern zum Hause hinausgeleitet.

Am folgenden Abend begann die Wache auf der Höhe des Taubenschlages von neuem. Aber die beiden Männer hatten kaum eine Stunde gewartet, als sie gleich nach Mitternacht ein ersticktes Geräusch vernahmen, dem ein knirschender längerer Ton folgte. Das Gartengitter des Piraten öffnete sich und ein Mann schlich hindurch.

„Da ist er, wir wollen uns zurückziehen," flüsterte der Unbekannte Herrn Berger in größter Erregung ins Ohr.

Sie wichen ein wenig zurück, so daß ihre Köpfe im Schatten verschwanden. Drunten im Garten näherte sich der Mann mit größter Vorsicht. Er trug eine kurze Hacke, die er anlehnte, dann zog er ein großes Stück Papier aus seiner Tasche, entfaltete es und betrachtete es beim Scheine einer kleinen elektrischen Lampe. Hierauf steckte er Papier und Lampe wieder in die Tasche zurück und richtete seine Schritte in der Halbhelle des Mondes dem Hause zu. Er stellte sich an die niedrigste Stufe und machte gleichmäßige Schritte. Beim zwölften blieb er stehen und befestigte einen kleinen Pfahl in der Erde. „Es ist aus! Es ist aus! Der Elende hat den Plan gefunden und wird den Schatz ausgraben."

„Still! Er wird Sie noch hören," befahl Berger fiebernd von Interesse.

Doch der Mann im Garten war zu beschäftigt, um irgend etwas zu hören. Nachdem er noch eine Weile gemessen hatte, ergriff er seine Hacke und begann eifrig zu graben. Als er so etwa eine Stunde lang gegraben hatte, stieß er plötzlich einen dumpfen Schrei aus. Ein Geräusch von Metall war unter seiner Hacke hervorgetönt. Man sah, wie er seine elektrische Lampe hervorzog und sich hinabbeugte, um das Innere des Loches zu erhellen. Er stieß einen Freudenschrei aus, sprang mit einem einzigen Satze aus der Höhlung und begann wie ein Wahnsinniger herumzutanzen.

„Er hat ihn, er hat ihn, der Schurke! Er bestiehlt mich! Er ruiniert mich! Aber er wird sehen, wen er vor sich hat ..."

Der Unbekannte neben Herrn Berger schien in einer ebenso großen Erregung zu sein wie der Mann im Garten. Aber plötzlich machte dieser bei seinen Freudensprüngen einen Fehltritt, strauchelte und fiel schwer mit einem Bein in das von ihm gegrabene Loch. Es schien ihm schreckliche Schmerzen zu verursachen, denn er stieß ein ersticktes Stöhnen aus, raffte sich mit Anstrengung auf, setzte sich auf die Erde, hielt den rechten Knöchel fest und fluchte halblaut vor sich hin. Nach Verlauf einiger Minuten schleppte er sich weiter und begann das Loch wieder zuzuschütten. Als die Höhlung fast wieder ganz gefüllt war, hinkte er von dannen.

„Mein Herr," sprach jetzt der unbekannte Gast zu Herrn Berger, „dank Ihrer Freundlichkeit wird eine große Ungerechtigkeit ungeschehen bleiben."

Am nächsten Morgen, schon vor zwölf Uhr, hatte Berger eine Konferenz mit seinem Notar.

„Gewiß, ich bin es, der mit dem Verkauf des Hauses des Piraten beauftragt ist," sagte dieser, „es gehört den beiden Brüdern Dupray, den Neffen des geheimnisvollen Verstorbenen."

„Er muß diesen Neffen eine ungeheure Erbschaft hinterlassen haben," warf Berger mit zerstreuter Miene hin.

„Aber keineswegs. Alle Welt glaubte, daß man ganz ungeheure Summen in dem Hause finden würde ... Es war ein Irrtum! Kaum vier- bis fünftausend Francs waren vorhanden ... Die beiden Brüder wüteten und beschuldigten sich gegenseitig, einander beraubt zu haben. Entzweit traten sie ihre Rückreise nach Paris wieder an."

„Es ist mir, als ob ich sie bei ihrem Hiersein gesehen habe. Sie sind blond, nicht wahr? ..."

„Nein, brünett, sehr brünett. Der ältere trägt ein Pincenz und einen starken Schnurrbart („Mein Besucher," sagte sich Berger), der Jüngere ist größer und trägt einen Vollbart, („Halt, der Mann aus dem Garten," dachte Berger). „Der Letztgenannte", fuhr der Notar fort, „ist vor drei Tagen zurückgekehrt und hat mich besucht. Er hat mich um den Schlüssel gebeten, um das Haus besuchen zu können, und heute morgen hat er sich bei mir verabschiedet, bevor er nach Paris zurückreiste. Leider hat sich der Unglückliche den Fuß so verstaucht, daß er keinen Schritt mehr gehen konnte und ich habe an seinen Wagen hinuntergehen müssen, um mit ihm zu sprechen. Trotz meiner Einwendungen verlangt er jetzt einen höheren Verkaufspreis für das Haus. Es ist der hellste Wahnsinn. Man konnte schon bisher keinen Käufer dafür finden, wie soll es nun möglich sein ..."

„Warum nicht? Das Haus ist hübsch und der Garten eignet sich vorzüglich zur Vergrößerung des meinen. Ich würde es gern erwerben ..."

Der Notar hatte erstaunt aufgesehen. „Mein Gott, Herr Berger," sagte er, „wenn Sie es kaufen wollten, ich wäre schon zufrieden. Das Haus ist wirklich hübsch, wenn auch der Preis ... der ursprünglich auf zehntausend Francs angesetzt war, sich heute morgen auf dreißigtausend erhöht hat."

„Dreißigtausend!" Berger war in die Höhe gefahren.

„Himmel, ja das macht heiß. Aber vielleicht könnten wir bei ernsterUnterhandlung ...."

„O ..." (der dicke Berger hatte sich wieder gefaßt) „die Terrains werden jetzt immer teurer .. Und dann betrachten Sie es als eine Laune ... ich nehme das Haus."

Als Berger mit den Schlüsseln den Kontrakt ausgeliefert erhielt, der ihn zum Eigentümer des Hauses und des Gartens machte, nebst allem was darin enthalten war, entlud sich seine ungeheure Freude in einem tiefen Seufzer. Voller Ungeduld erwartete er die Nacht, denn er hielt das Geheimnis zur Ausführung seiner Tat für erforderlich.

Gegen ein Uhr morgens stieg er hinab. Er fand in dem verwilderten Nachbargarten mühelos den Platz, an dem der habgierige Schatzgräber gearbeitet hatte. Und nun begann er aus Leibeskräften zu graben. Mehr als eine Stunde arbeitete er voller Leidenschaft. Plötzlich stieß seine Hacke auf einen metallisch klingenden Gegenstand. Trunken vor Glück löste er eine sorgfältig verschlossene Schachtel aus der Erde, die den nüchternen Eindruck einer alten Kakesbüchse machte. Voller Eile entfloh er nach seinem Hause und sank schließlich keuchend in seinem Arbeitszimmer nieder. Mit einer Erregung, wie er sie noch nie in seinem Leben gespürt, zerschnitt er die Drähte, welche die Büchse umschlossen hielten, hob den Deckel ab, riß das Silberpapier von einem umschnürten Päckchen, zog eine andere Blechbüchse und aus dieser ein zusammengerolltes Pergamentpapier hervor. Er entrollte es und sah Schriftzeichen darauf. Dann las er:

Rezept

der Brüder Dupray um ein Haus im Werte von zehntausend Francs für dreißigtausend zu verkaufen.

Man nehme einen Mann, namens Berger, der noch an vergrabene Schätze glaubt, und der sie ihren legitimen Besitzern stehlen will! ...

Der dicke Berger las nicht weiter. Er wurde erdfahl, dann purpurrot, führte die Hand an seine Kehle und gab sich selbst eine schallende Ohrfeige.

Türkisches Verließ.

Das Stambuler Zentralgefängnis in Konstantinopel.

Auf dem Sultan-Achmed-Platz, so plaudert ein Korrespondent aus Konstantinopel, wo sich der schöne, vom Kaiser gestiftete Mosaikbrunnen befindet, steht das Stambuler Zentralgefängnis. Kahle, nüchterne Mauern, auf beiden Seiten Trümmerfelder. Hier haben große Feuersbrünste alles vernichtet, und was dann noch stehen blieb, fiel dem Erdbeben zum Opfer. Ueber holpriges Pflaster fährt der Wagen bis vor ein altes Gittertor, das von einem Posten bewacht wird. Links führt eine hölzerne, wacklige Treppe zum Verwaltungsgebäude hinauf, wo auch die politischen Gefangenen untergebracht sind, rechts ein anderes Gittertor zum eigentlichen Gefängnis. Ob ich einen guten Revolver bei mir habe, fragt mich mein Führer, der Chefkommissar Hassan-Bei, dessen Bemühen ich die sonst nur ungern gewährte Erlaubnis zum Besuche des Hauptgefängnisses verdanke. Er lächelt dabei, aber damit scheint es ihm doch nicht ganz Ernst zu sein, denn vier Aufseher müssen uns auf seinen Befehl begleiten.

Ein weiter, von Menschen erfüllter Hof, zwei große Kastanienbäume, in der Mitte ein runder Brunnen mit steinerner Einfassung. Den „Aristokratenhof" nennt man diesen Teil des Gefängnisses, weil sich hier die besseren Elemente aufhalten. Tatsächlich weisen die Gesichter der Leute manchmal recht intelligente Züge auf. Es ist warm heute, die meisten Gefangenen halten sich daher im Freien auf. An den Wänden sitzen sie, sprechen miteinander oder prominieren im Hofe umher. Eine Uniformierung gibt es nicht. Jeder trägt, was er gerade besitzt. Man darf diese Menschen nicht nach unseren Begriffen einschätzen. Neugierige oder gleichgültige Blicke treffen uns. Nur ganz vorn bleiben zwei ruhig auf ihren Plätzen. Das scheinen die Vornehmsten. Im Gegensatz zu ihren Gefährten, die am Boden kauern, haben sie sich zwei Strohstühlchen herausgeschleppt. Sie sind gut, fast elegant gekleidet. Sie nehmen von mir keine Notiz, obwohl ich sie mit Interesse betrachte, sitzen, rauchen eine Zigarette nach der anderen und starren in die Luft. Achmed und Nasin heißen sie und sind gemeine Mörder. Sie sind beide zum Tode verurteilt; aber mit der gleichen Ruhe, mit der sie ihr Opfer töteten, warten sie jetzt auf die Bestätigung des Urteils. Gearbeitet wird in diesem Hofe nichts. Rechts und links ziehen sich stallartige hölzerne Baracken, die Zellen. Hier schlafen und wohnen die Gefangenen. Auf der Erde Strohsäcke, ein par alte Decken darauf, drinnen Kissen und Koffer, hölzerne Pantoffel, Geschirr. Sobald sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hat, erkennt es am Boden Gestalten, die sich langsam aufrichten und zur Tür kommen. „Wieviel seid ihr hier?" — „Achtundfünfzig!" In einem Raume, der noch keine sieben Meter lang und höchsten vier breit ist! Wie sie hier Platz finden, ist mir rätselhaft. Alles, Wände, Decke, Boden, die Schlafstellen, eine Symphonie in Grau. Alles Schmutz! Man begreift das Wort erst so ganz, wenn man das hier sieht.

Links im Hofe stehen eine kleine Moschee und eine Kirche. Dazwischen führt ein zerfallenes Gemäuer weiter. Große Steine sind hier nebeneinander geschichtet. Die stellen eine Treppe vor. Von den Wänden weht es feucht, in den Höhlungen der Steine sammelt sich Wasser, daß der darüberschreitende Fuß ins Rutschen kommt. Rechts eine stark vergitterte Oeffnung, daneben eine Holztür mit viereckigem Ausschnitt. Hier sind die Allerschwersten. Dicht an das Gitter gepreßt, starrt ein schwarzer, verwilderter Kopf. Glanzlose, dunkle Augen, die apathisch ins Weite blicken. Dahinter rührt sich etwas. Dann ein zorniges Knurren, Schreien, Klirren und Rasseln schwerer Ketten, bis der Aufseher an die Tür schlägt. Ich blicke durch den Ausschnitt in das Innere. Ein Loch! Buchstäblich nur ein dunkles Loch, wie ich es in den Südländern, wo es zur Aufbewahrung der Oelkrüge diente, oft sah. Ein paar schmierige Decken auf der Erde, sonst nichts! Hier hausen sechs Menschen, mit schweren Ketten, ohne Licht, ohne Luft. Ich eile weiter, bis sich ein zweiter geräumiger Hof vor mir auftut. Auch hier überall Menschen, stumpfe, vertierte Gesichter. Einige besonders wilde sind mit Ketten beladen. In der Mitte ist der Anblick etwas freundlicher; da wird gearbeitet. Aus blauer, weißer und roter Wolle werden kleine Decken, Schnüre, Ueberzüge für Flaschen gefertigt.

Ich habe die Gefängnisse in New York gesehen, in Paris, Wien, London, ich kenne auch die Kerker von Unteritalien. Etwas Derartiges wie das Stambuler Zentralgefängnis sah ich noch nicht. Aber Hassan-Bei meinte: „Hätten wir Gefängnisse wie ihr in Europa, die Verbrecher würden sich vermehren wie der Sand am Meere; denn ein solches Gefängnis schiene unseren Häftlingen keine Strafe, sondern eine Belohnung."

Australiens Butter-Ausfuhr im Jahre 1911 belief sich auf 190,000,000 Pfund.